

Die Arbeiterzeitung

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

So hängt die Sache zusammen.“ „Ja! Und daß Deine Tante in dieser Tätigkeit Befriedigung findet und Opfer dafür bringt, kann uns wiederum nur äußerst angenehm sein. Denn andernfalls müßten wir im Geschäftsinteresse diese Ausgaben selbst machen und als Geschäftsumkosten verbuchen. Der rastlosen Agitation der Roten muß eben in irgendeiner Weise begegnet werden. Und gegenüber der Aufklärungsarbeit, wie sie von den Sozialdemokraten mit Hilfe der sogenannten modernen Wissenschaft planmäßig betrieben wird, ist die Religion immer noch das beste Gegenmittel.“

„Hat denn der evangelische Arbeiterverein bereits Erfolge aufzuweisen, Papa? Ich meine, ob seine Mitgliederzahl und sein sonstiger Einfluß so groß ist, daß er ein, wenn vielleicht auch nur notdürftiges Gegengewicht gegen die Organisation der Roten bildet?“

„Ja und nein! Wie man's nimmt. Unter uns gesagt: Wenn wir auf die evangelischen Arbeitervereiner angewiesen wären, könnten wir sofort und vollständig einpacken! Alles was Grüte im Kopfe und Geschick in den Fingern hat, das ist — Gott sei es geklagt! — bei den Roten. Nicht etwa nur in unserer Branche, sondern ganz allgemein. Kürzlich war ein Kräuter aus der Metallbranche bei mir, der hat mir genau dasselbe Leid geklagt. Dagegen sind die evangelischen Arbeitervereiner als Notnägeln unbezahlbar. Daß wir gegenwärtig noch unseren Betrieb, wenn auch nicht in Wirklichkeit, so doch wenigstens zum Schein, aufrecht zu erhalten vermögen, das verdanken wir nur den Evangelischen.“

Noack Vater sieht nach der Uhr und springt auf. „Entschuldige mich, Willy. Ich muß einmal nach dem Kontor gehen, der Geschenke wegen, die unsere jungen Leute heute erhalten.“

„Und ich werde mich sofort an das Schreiben der Briefe machen, Papa. Wenn ich heute abend unter dem Tannenbaum unserer Dora leise mitteile, daß am Silvester Leutnant von Hohenstein uns besucht, so wird das für sie gewiß die größte Freude sein, die ihr gemacht werden kann. — Also auf Wiedersehen beim Mittagessen, Papa!“

So frohlaunig man in der Villa Noack dem Weihnachtsabend entgegen sieht, so ernst und wenig festlich ist die Stimmung in den vielen hundert Weberfamilien der Stadt.

Am bitterernsten in der Familie Stöhr. Wohl hat Frau Stöhr nach ihrer Rückkehr vom

Polizeiamt die Eltern zunächst schonend auf das Schlimme, das ihnen bevorstand, vorbereitet. Aber schließlich muß sie doch die Anordnung der Behörde im vollen Umfange mitteilen.

Zu stiller Ergebenheit, mit tief gesenkten Köpfen, vernehmen die beiden Alten die Unglücksbotschaft. Kein Wort kommt über die zitternden Lippen, nur über die gefurchten Wangen rollt langsam Zähre um Zähre.



Der Mann in der grünen Weste.
(Selbstbildnis Detacrolz's.)

Und die beiden Kinder schmiegen sich dicht an die Großeltern und schluchzen herzbrechend mit. Eine Weile ist es, als ob der Engel des Todes durch die kleine Wohnung geschwebt ist und ein liebes Familienglied mit sich in die Ewigkeit genommen hat.

Auch Frau Stöhr kann sich einen Augenblick der unfählich traurigen Stimmung, die ihre Mitteilung hervorgerufen hat, nicht entziehen. Sie preßt ihr Kleintes an sich und nekt das rostige Gesichtchen mit ihren Tränen. Dann aber rafft sie sich gewaltsam auf. Eine Kampfnatur war sie ja nie gewesen, die fleißige, stille,

Bescheidene Frau Stöhr. Doch jetzt, nach dem Zusammenstoß mit dem Polizeirat, ist der Proletariertrotz in ihr erwacht: nur sich nicht unterkriegen lassen! Nur der erbärmlichen Sippschaft da oben nicht den Triumph bereiten, daß man im Staube vor ihr liegt! Sie beißt die Zähne zusammen und schluckt gewaltsam die Tränen hinter, die sich ihr bei dem Anblick ihrer graugebeugten Eltern immer wieder aufdrängen.

Und an ihrer festen, entschlossenen Haltung, ihren warmen Liebesworten sowie dem ermutigenden Zuspruch Helmut's richten sich allmählich die Alten und die Kinder wieder auf.

„Nach dem Vorgefallenen wäre unseres Weibens hier doch nicht länger gewesen,“ sagt Frau Stöhr. „Denn mein Mann hätte nach dem Streik sicher in keiner Fabrik mehr Arbeit erhalten. Und wenn man schon Herrn Berg mit schwarzen Listen verfolgt, so würde es meinem Mann nicht besser ergangen sein. Am Ende hätten wir aus eigener Entschliebung das tun müssen, wozu uns die Polizei jetzt mit Gewalt zwingt. Wir werden auch drüber über der Grenze Freunde finden, und uns irgendwo wieder eine Existenz schaffen.“

„Das ist nicht zweifelhaft,“ stimmt Helmut zu. „Ich gehe sofort zum Streikkomitee. Heute noch muß die österreichische Bruderorganisation von dem Vorgefallenen unterrichtet und um Beistand angegangen werden.“

„Ja richtig!“ erwiderte Frau Stöhr. „Wir müssen ja auch unseren hiesigen Freunden Mitteilung von der Ausweisung machen. Daran habe ich in meiner ersten Verzürzung gar nicht gedacht. Nur gut, daß wir Sie noch zur Seite haben, Herr Berg. Bleiben Sie nun auch die paar Tage, die wir hier noch zubringen, bei uns.“

Helmut nickt zustimmend. „Selbstverständlich helfe ich Ihnen nun noch Ihre Angelegenheiten bis zur Abreise ordnen. Es kommt ja nicht darauf an, ob ich einige Tage früher oder später meine Wanderschaft antrete, die ohnehin lange genug dauern wird, wenn ich es nicht auch vorziehe, Deutschland den Rücken zu kehren.“

Wie ein Lauffener geht die Kunde von der erfolgten Ausweisung der Familie Stöhr durch die Arbeiterviertel, überall die gleichen Gefühle des lodernenden Bornes auslösend. In den nächsten Stunden werden den Ausgewiesenen so viele Beweise herzlicher Teilnahme, daß sich auch die Eltern der Frau Stöhr, in dem tröstenden Be-

wußt sein, eine große Schar treuer, hilfsbereiter Fremde zur Seite zu haben, still gelacht in das Unvermeidliche ergeben.

Am Abend sitzt die Familie einschließlich Helmut in dem kleinen Raum der Küche beieinander. Man spricht wenig, aber die Herzen quellen über in gegenseitiger Liebe und Zärtlichkeit bei dem Gedanken, daß es vielleicht der letzte Weihnachtsabend ist, den man gemeinsam verlebt.

Auch die Kinder sind von dem wehmütigen Ernst der Stunde erfaßt. Helmut hat sie reich mit Geschenken bedacht, und auf dem Tische liegt noch uneröffnet das geheimnisvolle Paket, von dem Helmut versichert, daß es ihm in der Dämmerstunde vom Weihnachtsmann, der es sehr eilig gehabt habe, übergeben worden sei. Endlich öffnet es Frau Stöhr, und eine prächtige Puppe nebst einem Bilderbuch für die kleine Anna, ein Märchenbuch sowie Pelzmütze, Pelzhandschuhe, dicke wollene Strümpfe und Filzschuhe für den Emil kommen zum Vorschein. Dazu Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse.

Aber alle diese Herrlichkeiten, welche die Kinder sonst mit lautem Jubel und fröhlichem Lachen begrüßt hätten, werden heute von ihnen nur mit gedämpfter Freude in Empfang genommen.

In dieser ernsten Stimmung gehen die Feiertage hin. Man geht förmlich mit jeder Minute, um sich gegenseitig noch recht viel Liebe zu erweisen. Am dritten Weihnachtstag treten in aller Frühe zwei erfahrene, mit den österreichischen Verhältnissen vertraute Mitglieder des Komitees die Fahrt in das Gebiet der böhmischen Textilindustrie an.

Schon nach zwei Tagen geht gute Nachricht von ihnen ein. Dank der tatkräftigen und umfassenden Hilfe der österreichischen Gesinnungsgenossen konnten sie ihre Mission leicht und schnell erfüllen. Eine kleine entsprechende Wohnung ist gemietet und für Stöhr nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis eine Arbeitsstelle besorgt, in einer großen Fabrik, deren Leitung sich um die politischen und sonstigen Anschauungen ihrer Arbeiter nicht kümmert und in der ein stiller Gesinnungsgenosse eine einflussreiche Stellung als Werkmeister bekleidet.

Helmut, der diese gute Botenschaft aus dem Bureau der Streikleitung bringt, teilt ferner mit, daß die letztere selbstverständlich sämtliche Umzugskosten trage und auch die Unterstützung an die Familie bis zur Haftentlassung Stöhrs weiter zahle.

Nun geht es an das Reinemachen und Einpacken. Die befreundeten Frauen drängen sich alle förmlich zur Hilfeleistung, und so kann noch vor Ablauf der Ausweisungsfrist, am Morgen des letzten Tages im Jahre, die Familie Stöhr ihre Reise antreten.

Die Alten bleiben vorläufig bei einer verwandten kinderlosen Familie, bis Stöhr seine Strafe verbüßt und Frau Stöhr sich in die Verhältnisse der neuen Heimat eingelebt hat. Dann soll auch von ihnen die Reise nach Böhmen angetreten werden und die Wiedervereinigung der Familie stattfinden.

Die Stunde der Abfahrt ist sorgfältig geheimgehalten worden und so kann eine große Schar Freunde und Bekannte, Gesinnungsgenossen und -genossinnen unbehelligt von der Polizei auf dem Bahnhof Abschied von der scheidenden Frau Stöhr und ihren Kindern nehmen. Als die von der Demonstration telephonisch benachrichtigte Gendarmerie mit einem starken Aufgebot im Lauffschritt anrückt, rollt der Zug bereits zum Bahnhof hinaus.

Am Abend bei einbrechender Dämmerung verläßt auch Helmut in aller Stille die Stadt, um die Nacht hindurch bis nach der Reichshauptstadt zu fahren.

Das Komitee hatte es sich nicht nehmen lassen, für den Scheidenden am Nachmittag eine

schlichte, aber desto würdigere Abschiedsfeier zu veranstalten. In ergreifender Weise war es in dieser Stunde zum Ausdruck gekommen, welche Achtung und Sympathie sich Helmut durch seine selbstlose und hingebende Tätigkeit für die Sache des arbeitenden Volkes bei den aufgeklärten Arbeitern und Arbeiterinnen der Stadt erworben hatte.

Bei einer Biegung der Bahn kommt noch einmal die ganze im Abenddunkel versinkende Stadt in Sicht. In einem Fenster eines Wagens der vierten Klasse sitzend, läßt Helmut seine Blicke zum letzten Male über die Stätte schweifen, an der er über ein Jahr zugebracht hat, bis sie an einer Behausung haften bleiben, die draußen vor der Stadt auf einer Anhöhe in einem großen Garten liegt und aus deren Fenstern bereits heller Lichtglanz strahlt.

Noch eine beträchtliche Strecke behält Helmut das Gebäude im Auge, bis die Lichter der einzelnen Zimmer ineinanderfließen, zu einem einzigen großen Lichte werden, das wie die Flamme eines Leuchtturmes durch die dunkler werdende Nacht schimmert. Dann verschwindet bei einer neuen Biegung auch dieses letzte Wahr-

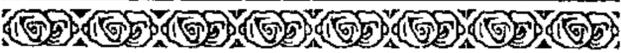


Sommerbild.

Die Sonne sank. Noch glüht von roten Narben Strich neben Strich im Welt der Horizont.
Der Abend tönte mit den dunklen Farben die Hänge schon. Ein letztes Leuchten sonnt tiefgelb noch immer auf den Erntegarben.
Ein Wispern raunt. Die schwarzen Schatten krauchen zäh wegenlang. Ein Glockenton von fern, — des toten Tages müde Dürste hauchen . . .
Und fahl am Himmel glimmt ein eriter Stern.

Ganz hinten lugt aus grünumbuschten Bäumen ein Dorf. Die Dächer hängen braun und tief.
Noch weilt der Abend. Und er zieht mit Säumen, bis er nicht sah, daß rings die Erde schlief.
Dann überhaucht ein nebeldunkles Träumen das stille Land. Ein Windhauch wiegt die Zweige, scheucht auf die Glut, die er am Tag geschont, — weht zitternd dorthin Klänge einer Geige . . .
Und überm Wald steht groß und gelb der Mond.

Ludwig Leffen.



zeichen der Stadt, und der Zug rollt mit seinem monotonen Geklapper weiter und weiter gen Norden.

6.

Der leuchtende Punkt, auf dem die Augen Helmut's bis zuletzt ruhten, war die Villa Noack, in der die Lampen heute frühzeitig angezündet wurden. Hoher Besuch in der Person eines wirklichen, leibhaftigen Freiherrn weilte im Hause, und geschäftig rennen die Domestiken nebst den angenommenen Lohndienern durch die geschmückten Räume, um die letzten Vorbereitungen für einen festlichen Abend zu treffen. Mit dem fröhlichen Silvester will man die Geburtstagsfeier des Hausherrn verbinden, der am 1. Januar geboren ist und am kommenden Tage das fünfzigste Lebensjahr zurückgelegt hat.

Später am Abend finden sich die Gäste ein. Geschniegelte und gebügelte Herren mit ihren gepugten und reich geschmückten Damen. Die Spitzen der guten Gesellschaft der Stadt. Frau und Tochter des Hauses begrüßen die Ankommenden und geleiten sie nach dem Salon, der mit seinem Lichterglanz und reichen Blumen Schmuck einen herrlich schönen Eindruck macht.

Als Hilfsprediger Pauli kommt, nimmt ihn Dora beiseite und flüstert ihm zu: „Meine Tante wünscht, daß Sie um zwölf Uhr, nachdem

man auf das neue Jahr angestoßen hat, eine hübsche Ansprache halten, in der Sie meine Papas als Geburtstagskinder gedenken. Die Tante befürchtet, daß sonst einer der Herren, wenn möglich in ungeheurer Laune, einen der üblichen banalen Toaste auf Papa ausbringt, welcher der Bedeutung der Stunde nicht entspricht. Hochleben müssen Sie Papa zum Schluss, natürlich auch lassen, aber es soll nach dem Wunsch der Tante durch Ihre Ausführungen ein recht weisevolle Stimmung hervorgerufen werden. Wollen Sie?“

„Und mit welchem Vergnügen, mein hochverehrtes Fräulein!“

„O, dann wird Ihnen die Tante recht dankbar sein.“

So hold und schön wie heute war Dora dem Hilfsprediger noch nie erschienen. Und so lieb und freundlich wie heute war sie noch nie zu ihm gewesen. Sein Herz hüpfte vor Freude, als er an ihrer Seite dem Salon zuschreitet.

Das bald beginnende leckere Mahl wird nur mit heiterem Geplauder begleitet. Wie auf gegenseitige Verabredung unterbleibt jedes Wort, das unangenehme Empfindungen auslösen, an den Ernst der Zeit erinnern könnte. Erst nach der Tafel wendet sich das Gespräch dem großen Ereignis zu, das alle Gemüter beschäftigt, die ganze Stadt dauernd in Atem hält.

„Es ist kein Zweifel“, sagt Rat Krüger, die Sympathien des großen Publikums im ganzen Lande sind auf seiten der Streikenden. Das ist auch ganz erklärlich. Die Schwarzgeistler unserer Literaten haben so viel über das Loos der Weber fabuliert, bis das Märchen vom „armen Weber“ allgemein Glauben gefunden hat. Um dieser Irreführung der öffentlichen Meinung nachdrücklich entgegenzutreten zu können, habe ich eine Zusammenstellung der vorhandenen Arbeitervereine gemacht.“

„Das war sehr gut, Herr Rat“, fällt der Bürgermeister ein. „Denn es ist das beste Mittel um zu beweisen, für was alles die angeblich unter langer Arbeitszeit senkenden und schlecht entlohnten Weber noch Zeit und Geld übrig haben. Sie müssen aber Sorge tragen, Herr Rat, daß diese Aufzählung, gehörig glossiert, natürlich, in die gutgeleitete Presse lanciert wird.“

„Selbstverständlich, Herr Bürgermeister! Selbstverständlich! Wir haben also neben der Zentrale des Textilarbeiterverbandes und acht weiteren Filialen anderer Verbände, einen Arbeiterwahlverein, einen Arbeitergesangsverein, einen Arbeiterturnverein, einen Arbeiterfahrradverein und einen Les- und Diskutierklub. Da reißen natürlich die Versammlungen, Sitzungen, Ausflüge, Bälle und sonstigen Veranstaltungen nicht ab.“

„Und wenn bei diesem Luderleben das Einkommen nicht reicht, dann sind natürlich wir Unternehmer schuld“, ergänzt ein wohlbeleibter Fabrikant den Polizeirat.

„Wichtig!“ fährt der Rat fort. „Und dabei wird der Kreis der Vereinstätigkeit immer weiter gezogen. So hat jetzt der Arbeiterverein einen besonderen Ausschuß für Förderung und Pflege der Kunst eingelebt.“

„Die Weber und Kunst!“ ruft Professor Seidel mit lautem Gelächter, in das die meisten Anwesenden einstimmen.

Ueber das noch immer schöne Gesicht der Frau Noack zieht bei diesem Heiterkeitsausbruch eine Wolke des Mißmutes. „Das sollten wir aber doch eigentlich mit Freuden begrüßen, wenn die Arbeiter Interesse für die Kunst zeigen“, sagt sie leise.

Noack wirft seiner Frau einen Blick des Unwillens zu, während der Polizeirat eifrig entgegnet: „Selbstverständlich, verehrte Frau Noack, wenn es sich um die wirkliche, hehre, heilige Kunst handelte. Aber für was sich die Arbeiter begeistern, das ist jene abscheuliche Mißbildung,

ur die unser Kaiser das zwar drastische, aber einzig zutreffende Wort von der „Mittelmäßigkeit“ geprägt hat. So hat der erwähnte Anschlag denn auch beschlossen, als erste Kundmachung das Tendenzstück von Hauptmann „Die Weber“, durch einen Rezitator den Arbeitern zu Gehör bringen zu lassen. Und ich werde die Veranstaltung kaum verbieten können, weil das Schauspiel schon in den Theatern vieler Städte zur Aufführung gelangt ist.“

„Aber in dem Schandstück wird doch, soviel ich gehört habe, der Aufruhr und die Plünderung förmlich glorifiziert.“ sagt Noack in heller Enttäuschung. „Das könnte doch bei unseren Verhältnissen wie der Funke im Pulverfasse wirken!“

Der Bürgermeister nickt. „Sie können die Veranstaltung doch verbieten, Herr Rat. Wenn auch nicht generell, so doch vorläufig und auf unbestimmte Zeit hinaus, weil von ihr bei der Situation, in der wir uns hier befinden, in hohem Maße eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zu befürchten ist.“

„Nawohl!“ pflichtet auch Hilfsprediger Pauli bei, „das kann und muß die Behörde tun, denn sie trägt als Obrigkeit das ihr von Gott verliehene Schwert nicht unsonst. Sie muß dem bösen Geist der Zeit steuern. Nur muß neben dieser Tätigkeit der Behörde auch die allumfassende Liebe wallen, die immer wieder an die verhärteten Herzen antklopft, bis sie sich dem Worte Gottes öffnen. Und in dieser Hinsicht ist viel gefehlt, vieles unterlassen worden, sonst hätte die vom Geist des Unglaubens und der Empörung getragene Bewegung niemals so in die Halme schießen können.“

„Das wird füglich nicht zu bestreiten sein, Herr Hilfsprediger.“ antwortet der Bürgermeister. „Was würden Sie nun für sonstige Maßnahmen vorschlagen, die geeignet wären, der sozialistischen Strömung entgegenzuarbeiten und die Arbeiter wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen?“

„O, das brauchen gar nicht immer große Mittel zu sein, die in Anwendung gebracht werden.“ erwidert der Hilfsprediger. „Man kann auch im kleinen ungemein segensreich wirken. So habe ich mich immer gewundert, warum unsere Bevölkerung am Sonntag und in der sonstigen freien Zeit, statt sich an unseren Evangelien zu erquickeln, nach der schlechten Zeitungslektüre greift. Schließlich bin ich dahinter gekommen. Unsere „Neuen Testamente“ sind durchweg in sehr kleiner Schrift gedruckt, die zwar von den scharfen Kinderaugen leicht bewältigt werden kann, die zu lesen aber älteren Personen sehr schwer fällt. Dadurch werden die Leute des Lesens unserer Heilsquellen zunächst entwöhnt, und schließlich der frommen christlichen Denkungsart überhaupt entfremdet.“

„Wie wäre denn da Abhilfe zu schaffen, Herr Hilfsprediger?“ fragt der Polizeirat.

„Im engeren Kreise haben wir diese Frage hier bereits gelöst, Herr Rat. Dank der Mühseligkeit unseres hochgeehrten Fräulein Auguste Noack haben wir einen großen Posten „Neue Testamente“ mit großer, auch für schwache Augen noch gut lesbare Schrift beschaffen, und jedem Mitglied des evangelischen Arbeitervereins ein Exemplar als Weihnachtsgabe überreichen können. Und einem besonders Braven, einem ganz Ehrenfesten, Uhlmann mit Namen, haben wir eine Prachtbibel mit Illustrationen geschenkt. Der alte Mann hat geweint vor Freude über diesen köstlichen Hausschatz, den er sich, wie er sagte, schon immer gewünscht hat.“

„Alles sehr hübsch!“ sagt der Bürgermeister. „Das sind Dinge, auf die Sie eben nur bei Ausübung Ihres Amtes aufmerksam werden, und auf die wir anderen so leicht nicht kommen würden.“

„O, Herr Pauli hat noch viel mehr getan,“ mischt sich Fräulein Auguste Noack eifrig in das Gespräch. „So sind auf sein Betreiben hin die

beiden hübschen Singsprüche „Aeb immer Treu und Redlichkeit bis an dein süßes Grab“ und „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin“, in sehr schöner Ausführung hergestellt und den Mitgliedern zur Ausschmückung ihrer Wohnungen unentgeltlich überlassen worden. Dann hat er die Anregung dazu gegeben, in jeder Wohnung einen kleinen Hausaltar zu errichten. Eine wunderbar schöne Idee. Denn dadurch werden die Leute beständig an die Allgegenwart Gottes erinnert und vom Schlechten abgehalten.“

„Die Anregung hat zu meiner unansprechlichen Freude auch großen Anklang gefunden.“ entgegnet der Hilfsprediger. „Man wird man vielleicht einwenden: Das sind Neckerlichkeiten. Man kann jedoch auch diese äußeren Dinge zur Leitung der Massen nicht entbehren. Ich habe überhaupt die Empfindung, als ob die evangelische Kirche gerade dadurch, daß sie sich zu sehr an den inneren Menschen wandte, gegenüber der katholischen Kirche sehr ins Hintertreffen geraten ist. Die katholische Kirche beherrscht mit dem Pomp und Prunk ihrer äußeren Kultusformen ihre Anhänger viel intensiver als es die evangelische Kirche vermag. Daraus erklärt sich wohl auch die für uns Protestanten tief beschämende Tatsache, daß die evangelisch-lutherischen Arbeiter zur roten Armee ein ungeheures Kontingent stellen, während die katholischen Arbeiter in ihr schwach vertreten sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Wir wollen revolutionär nur in dem Sinne sein, daß die soziale Frage nicht mit Palliativmitteln, nicht mit Suppenküchen und Konsumvereinen gelöst werden kann, sondern nur durch radikale Heilmittel. Ob diese Lösung friedlich oder gewalttätig, im Wege der Reform oder Revolution stattfinden wird, hängt nicht von uns, sondern von unseren Gegnern ab, den augenblicklich im Staat maßgebenden Faktoren. Gehen diese letzteren auf unsere berechtigten Forderungen ein, nun dann gibt es keine Revolution, im anderen Falle lasse ich dahingestellt sein, was geschehen wird.

Wilhelm Liebknecht im Hochverratsprozeß
11. März 1872.

Eugène Delacroix.

Von Wilhelm Haufenstein.

Der glänzendste Typus der romantischen Malerei, deren Mitte etwa von 1815 bis 1848 dauerte, war Delacroix. Wiewohl die klassizistische Malerei in der erhabenen Kunst des Franzosen zugunsten auch in den Tagen unseres Künstlers weiter blühte, war Delacroix doch der eigentliche Vertreter jenes Zeitalters, das man mit Zug und Recht wesentlich nach ihm das romantische nennt.

Eugène Delacroix wurde am 26. April 1798 zu Charenton bei Paris geboren. Sein Vater, Charles, war damals französischer Gesandter in Amsterdam. Im Herbst 1792 war er als Deputierter im revolutionären Konvent erschienen und hatte sich bei der Abstimmung über den König Ludwig XVI. jenen Männern angeschlossen, die dem König jede Berufung weigerten und jeden Anschlag der Hinrichtung ablehnten. Unter Napoleon war Charles Delacroix Präfekt der Gironde und in dieser Stellung starb er 1805. Die Mutter unseres Malers, Victoire, geborene Deben, war Tochter eines Kunstschreiners Ludwigs XVI. von Frankreich. Eugène war das jüngste von vier Kindern. Zwei Brüder waren napoleonische Offiziere; einer fiel jung und der andere endete als Marschall. Dies die familiären Verhält-

nisse, in denen sich Delacroix im ganzen sehr wohl fühlte.

Eugène war ein wildes Kind; er selber nannte seine Jugend später die eines kleinen Monstrums. In der Tat muß er als Knabe unerhörte Untriebe gemacht haben. In einem und demselben Jahr geriet der nervöse, turbulente Knabe fünfmal in äußerste Lebensgefahr: er wäre fast ertrunken, hätte sich schier mit Grünspan vergiftet, um ein Haar wider Willen erhängt, wäre im Welt einmal fast verbrannt und einmal beinahe an einer Weintraube erstickt. Als Schüler eines Pariser Gymnasiums bewährte Delacroix eine anständige Mittelmäßigkeit. Besondere Freude bereitete ihm schon damals der häufige Besuch eines uralten Klosters in der Normandie; dort genoß er mit Bewußtsein eine Lage, die er selber „romantisch“ nannte, schwärmte er in Briefen von den Ruinen der verschwiegene Kirche, deren Mauern den Fall seiner einsamen nächtlichen Schritte zurückwarfen.

Delacroix hatte eine glänzende musikalische Begabung und schon dem Kind war es ein Leichtes, Begleitungen und Geigenmelodien zu improvisieren. Aber die zeichnerische Begabung, deren erste Spuren uns in Verzeichnissen aus den Jahren 1813 und 1814 vorliegen, sahug noch energischer bei ihm durch. Im Louvre-Museum besah er eifrig die Bilder jener Meister, die ihm zeitlebens die teuersten blieben, die des Tizian, des Veronese, des Rembrandt und zumal des Rubens, der Delacroix die kräftigste künstlerische Befruchtung gewährte. Im Frühjahr 1816 trat Delacroix in die Pariser Kunstakademie; sein spezieller Lehrer wurde der Klassizist Guérin, der Bilder zur römischen Geschichte und einige sehr gute Porträts gemalt hat. Bei Guérin empfing Delacroix indes wesentlich nur technische, keine nachhaltigen stilistischen Anregungen. Mit seiner Persönlichkeit trat Delacroix erst hervor, als er das Atelier Guérins verlassen hatte. Nach einigen für uns ziemlich gleichgültigen Leistungen in der Manier Raffaels schuf Delacroix sein erstes wahrhaft eigenes Werk — ein Werk, in dem sich jähling ein neuer Genius ankündigt; es ist die Dantebarke, die 1822 im Salon, der offiziellen Pariser Jahresausstellung, erschien. Dante, der gewaltige Dichter des Mittelalters, befährt, von dem unterweltlichen Fergen Phlegias gerudert, mit dem römischen Dichter Vergil graufige Gewässer der Hölle, in denen die Zornwütigen zu ewiger Strafe leben müssen. Dante, mit der bekannten scharfen Profilierung des Gesichts und der roten, kapuzenartigen Kopfbedeckung gegeben, macht eine Gebärde des Schreckens, während Vergil mit einer verschlossenen Römerruhe neben ihm steht. Verdammte ergreifen mit Händen und Füßen den Kahn, um sich zu retten; sie machen sich rasend den Platz an den Planken des Bootes streitig, fallen aber alle wieder in die Flut zurück, in die der Spruch des jüngsten Gerichts sie verbannt hat. Gleich einem Doppelmonument stehen die beiden Poeten aufrecht; die an die Werke des Rubens gemahnenden ungeheuren Muskulaturen der auftauchenden Verdammten sind wie ein schrecklicher lebender Sockel, auf dem sich die unberührte Erhabenheit unsterblicher Dichter behauptet. Das Bild erregte einen kritischen Sturm. Der Kritiker des „Journal des Débats“, an die revolutionäre Kühnheit des festen, breiten Pinselstrichs und der düsteren, leidenschaftlichen Farben nicht gewöhnt, faselte etwas von „Kleckerei“, und nur Thiers, der eben damals als Journalist seine Laufbahn begann, erkannte die Genialität dieser Leistung. Unrecht wäre es freilich, zu sagen, Delacroix habe sein erstes persönliches Bild ganz reflexlos aus der eigenen Kraft geschöpft. Der gigantisch angelegte Géricault, wie Delacroix einmal Schüler Guérins, doch sehr rasch aus den Van-

den des Klassizismus befreit, hatte schon 1819 ein in jedem erdenklichen Sinn überwältigendes Bild geschaffen, in dem die Tendenzen der neuen, der romantischen Malerei schon voll entwickelt dargeboten waren. Delacroix hatte dem Freund und Gesinnungsgenossen für eine Figur jenes Bildes, das ein Floß mit Schiffbrüchigen darstellte, Modelldienste geleistet, und als das Bild vollendet war, da hatte Delacroix vor Freude und Ergriffenheit wie ein Verrückter stundenlang die Straßen von Paris durchrannt — man lebte in einem Zeitalter der Festigkeiten. Der Einfluß Géricaults, des einzigen, der unserem Künstler ein ebenbürtiger Zeitgenosse war, hielt vor — auch nach dem Tode Géricaults, der 1824, jung und sportsmännlich, durch einen Sturz vom Pferde zugrunde ging. Delacroix kaufte aus dem Nachlaß des Fremden fast für tausend Francs Arbeiten an.

Im Todesjahr Géricaults vollendete Delacroix sein zweites Meisterwerk. Dies riesenbild, das hier in winziger Verkleinerung wiedergegeben werden konnte, stellt ein Blutbad dar, das Türken in der Zeit des griechischen Befreiungskrieges an griechischen Bewohnern der Insel Chios angerichtet haben. Für unser Gefühl mag die Komposition auf den ersten Augenblick vielleicht so gut den Ein-

druck der totalen Anordnung machen wie irgendein Bild der klassizistischen David-Schule. Allein jene Zeit unterschied genauer. Die offizielle Kritik fand die Komposition unerhört locker, fand sie geradezu ordnungslos, anarchisch. Nach der klassizistischen, an Rafael orientierten Ästhetik hätte der türkische Reiter, der das nackte Mädchen schleppt, unbedingt so viel Symmetriegefühl haben müssen, daß er verpflichtet sei, genau in der Mitte der ganzen Komposition herumzusprengen und sich nicht ein Haar breit von der Vertikalachse zu entfernen. Aber statt dessen war Delacroix so verwegen, die größte Gewichtsmasse der Komposition aus dem Zentrum in die rechte Bildhälfte hinüberzuwerfen und derart das Ganze wundervoll aufzulösen. Und die angebliche Lücke in der Mitte des Bildes ist in Wahrheit durchaus nicht da. Man erblickt durch den Einschnitt Greuelzonen des Rückplans und weiter einen grandiosen Raum; dieser Raum ist auf die erhabenste Art durch ein gleichgültig daherrrollendes Meer, das nicht von rettenden Schiffen befahren wird, und durch einen entsetzlich abweisenden Himmel gebildet, der Verzweifelten keine Hilfe schickt. Davon, daß dieser weite Raum ein wesentlicher, glücklicher, notwendiger Teil der Bildkomposition ist, davon, daß durch das Landschaftliche eine trefflich ergänzende Stimmungsgewalt in das Bild hineinkommt, sagte die normale, zeit-

genössische Kritik nichts. Sie fand nur, daß die Komposition nicht die konservative klassizistische Form der Sammelpyramide habe und daß Delacroix mit einem „betrunkenen Wesen“ male — fand nur, daß das Gemengel von Chios ein „Gemebel der Malerei“ sei. Dies kritische Wischen galt zunächst dem Stoff. Diese erbarmungslose, nervenzerreißende Wahrheit in der Schilderung des Gräßlichen war dem sehr empfindsamen klassizistischen Geschmack, dem auch das Schrecklichste nur in milder ästhetischer Krisis begegnen durfte, ein Schlag ins Gesicht. Wir wurden seither vielleicht an stärkere Zuminutungen gewöhnt und betrachten das Bild darum mit einer gewissen Seelenruhe. Allein auch wir unterliegen bei genauem Studium der



E. Delacroix: Das Gemetzeln auf Chios.

erschütternden Macht dieses Wirklichkeitsausdrucks, der mit den stärksten Leistungen des Naturalismus schließlich siegreich wetteifert, und mögen erröten, daß wir das Bild nur einen einzigen Augenblick theatralisch finden konnten. Die empfindungslose Ruhe des Griechen zur Linken und der kauernden Alten im rechten Vordergrund, die ihre entzündeten Augen fast stumpfsinnig in die Höhe wendet, das feldman Vesikulische und zugleich Gedankenlose, Todesmatte in der Haltung und dem Gesichtsausdruck des Sterbenden, der sich halb liegend an die junge Sterbende lehnt — das sind Darstellungen, die himmelweit über die Kunst eines geschickten Bühnenregisseurs hinausweisen und offenbar aus der Tiefe der eindringlichsten psychologischen Beobachtung stammen. Und nicht

allein als Meister der Physiognomie und der Einzelhaltung, sondern auch im Zusammen-schluß der Figuren zu kompositorischen Gruppen offenbart Delacroix einer intimen Betrachtung jene erlesene Künstlerkraft, die von unkultivierter Zuchtlosigkeit und von nur mechanischem nur äußerlichem Arrangieren gleich weit entfernt ist. Von der Kompositionsanarchie, die der Kritik des Jahres 1824 so peinlich war, ist in dem Bild keine Spur; aber dies ist allerdings wahr, daß man die kompositorische Verknüpfung nicht mit dem ersten lässigen Seitenblick erfaßt. Die Komposition ist in ihrer prachtvollen Gelöstheit durchaus eindeutig und unabänderlich — in der Freiheit fest. Nicht um Fingerbreite durfte etwa die Richtungslinie geändert werden, auf der sich das Pferd in die Tiefe des Bildraums schräg, gleichsam diagonal hinausbewegt. Der Türke mit Turban und Flinte und der nackte Arm, den in der Bildmitte eine verwundete Griechin auf die entblößte Schulter eines Mannes legt, sind ordnerisch so unvermeidlich, daß ohne diese beiden Kompositionselemente nicht nur die Verbindung der Hauptgruppen miteinander, sondern auch die Verbindung des ganzen Figurenkomplexes mit dem unendlichen Raum des Hintergrundes einfach verdröben wäre. Kann man die Angelpunkte einer Bildkomposition weiser, bestimmter und zugleich diskreter, unaufdringlicher festlegen? Unzweifelhaft besitzt dies Bild Komposition, wenn auch nicht in dem bestimmten, reichlich banalen klassizistischen Schulsinn, der nur geschlossenen pyramidalen Totalaufbau duldet. Die kompositionelle Freiheit dieses Bildes war indes nur Folge einer breiteren künstlerischen Revolution; wie der Dante, war auch dies Bild schon in seinen Anfängen Malerei und farbige Malerei. Wer Gelegenheit hat, das Original im Louvre zu erblicken, fühlt sofort, daß hier ein Maler und Farbenmensch, nicht ein Zeichner gewaltet hat. Lineare Bilder, wie sie der Klassizismus erzeugte, haben immer etwas Mageres, Starres, Hartes; aber dies Bild von Delacroix ist wie alles, was er malte, eigentümlich voll, breit, flüchtig; gleich den Wassern des Stroms flutet die Farbe, zumal der ins Lilablau gehende braune Fleischton der Bewohner des ägäischen Meeres, und wie die Farbe flutet, so hat auch die Einzelrhythmik und Gruppenrhythmik dieser Gestalten etwas Schwingendes, Mäuschendes, etwas von der gewaltigen Freiheit des Ozeans. Aber auch vor solchen Tatsachen sah die Zeit nur ein Gemengel der Malerei.

In diesem Arbeiten aus dem Geist der Farbe, den die Zeit nicht begriff und dem die Nachwelt Unermeßliches danken wird, solange

Malen und kunstfuchende Menschen leben werden, bestärkte sich Delacroix durch eine Technik, die ganz und gar unzeichnerisch ist, das Aquarell — die Malerei mit Wasserfarben —, und durch eine Reise in das Land, in dem die Aquarellmalerei wie der materielle Sinn und die Farbenlust überhaupt besonders stark entwickelt waren; im Jahre 1825 lebte Delacroix einige Zeit in England, der Heimat Constables, Boningtons, Fieldings, jener Meister, die in ihren Landschaftsbildern der Menschheit vom Norden her beibrachten, was Malerei, was Farbenkunst ist. Delacroix fühlte sich in England noch als Schüler, als Lernender, als Unfertiger! 1827 stellte Delacroix, seines Weges

sehr häufig nicht nur mit einer ganz schlechten Gesundheit, sondern auch noch mit schlechten Finanzen zu rechnen hatte. Aus dem Nachlaß der Mutter blieb ihm einiges Silberzeug und etwas Porzellan. Das Gemisch auf Chios wurde wohl vom Staate angekauft, doch zu einem lächerlich geringen Preis; und Ende der zwanziger Jahre hatte Delacroix, längst ein Künstler von Ruf, noch zu klagen, daß er nicht wisse, wie er am anderen Tage seine Mahlzeit beschaffen werden. Die ministerielle Gunst, die ihm um die Mitte des Jahrzehnts ein wenig gelächelt hatte, hörte rasch wieder auf. Delacroix, der das Zeug in sich fühlte, alle Paläste der Welt mit dekorativen Gemälden großen

dem Revolutionsgemälde, das hier reproduziert wird; es ist die menschliche Erklärung für die bürgerliche Gestalt im Revolutionsbild. Wo sind die Zeiten, da der Intellektuelle mit dem eleganten Hut sich an die Seite der Freiheit stellte, und die Axt bereit hatte, wenn der zerlumpte Proletarierjunge an die andere Seite der Göttin sprang und in unentwickelten Händen schwere Pistolen zu schwingen mußte? Da beide gemeinsam auf der Barricade standen und von da siegreich voranschreitend über die Leichen unglücklicher, in einem verhängnisvollen Pflichtbegriff befangener Soldaten hinweggingen? Seine jandzte, als er das „heilige Bild“ zu besprechen hatte. Aber er sah nicht,



Die Revolution vom Juli 1830. Nach einem Gemälde von E. Delacroix.

man restlos sicher, ein neues Meisterwerk aus. Auf Balken seines Scheiterhaufens ruht der sterbende Sardanapal, und während er endet, läßt er mit infamer asiatischer Despotenwollust die nackten Lieblingsklavinnen und die Lieblingspferde schlachten, damit sie mit ihm verbrannt werden. Allein es wird unmöglich, daß wir uns bei jedem Hauptbild anhalten; die Zahl ist zu groß. 1827 stellte der Künstler, dessen Arbeitsenergie trotz eines überaus zarten Körpers riesenhaft war und beinahe der fabelhaften Produktivität des Rubens nahekam, elf große Bilder aus — und dieser Fall war typisch für ihn. Die Leistungsfähigkeit wird um so erstaunlicher, wenn man wahrnimmt, daß sie der Qualität nicht Eintrag tat und daß Delacroix

Stiles zu bedecken, sah sich ohne monumentalen Auftrag und gab seine Kraft in lithographischen Blättern zu Goethes Faust aus, in denen sein Genie nicht zur Geltung kam und die sich oben drein miserabel verkauften. Delacroix war schwer herabgestimmt — und nicht nur als Künstler, sondern auch als soziales Wesen; so ward er zum Parteigänger der Julirevolution.

Der herrliche Kopf des „Mannes in der grünen Weste“ — das Bildnis ist hier reproduziert — gehörte dem etwa dreißigjährigen Delacroix, dem, der das Revolutionsbild gemalt hat. Es ist der Kopf und die Nackenhaltung eines Angreifers, der einer ernen Welt mit ungeborener Kämpferenergie ins Auge schaut. Dies Porträt gibt psychologische Aufschlüsse zu

daß außer dem Inhalt auch die stimmungsvolle Revolution war. Das war sie in der Tat. Hier wird es noch ersichtlicher als aus dem Griechenbilde, wie ganz Delacroix aus dem Geist der Malerei gearbeitet hat. Dieser Künstler sah bei seinem Schaffen die zeichnerischen Umrisse nur im Größten, gleichsam als einen embryonalen Vorzustand; kaum waren jeweils die Skulpturen angedeutet, so begann er sofort, Farbenmassen auf die Leinwand zu schleudern und diese Massen durch ihre eigenen Selligkeitsverhältnisse und durch die breite Zufuhr energischer Lichter und Schatten gegeneinander abzuheben. Nicht aus einer nach Klassizistenart schon von Anfang an unwiderruflich festgestellten Zeichnung, nicht aus einer

von vornherein endgültig bestimmten Lineatur ergab sich bei Delacroix die Gliederung, die Form, der Bau, sondern aus den Kontrasten und Harmonien der Lichtungen, der Schatten, der Farbentöne. So bietet auch das Revolutionsbild entgegen dem klassizistischen Geschmack nicht scharf gesuchte Linienzüge, sondern massige Flächen. Gleichsam nachträglich, als selbstverständliches Resultat nur ergibt sich die Zeichnung aus den breiten Schlagshatten auf dem Arm der Freiheitsgöttin, der mit unvergleichlicher Größe das Dreifarbenbanner in die Höhe hält, aus den prallen Schlaglichtern auf dem Flintenlauf und auf den Schenkeln der beiden gefallenen Soldaten, deren einer in dem Gehimmel der Uniform beraubt wurde, aus den Glanzlichtern auf dem Pistolenknopf und dem Wandelier des säbeltragenden Revolutionärs zur Linken, aus den weißgelben Pulverdampfswolken und ihrem Gegensatz gegen die dunklen Stumpfstürme der Kirche unserer lieben Frau von Paris. So pflegte Rembrandt Zeichnung zu geben; ihm genügte ein Glanzlicht auf der Rüstung eines Kriegers — und der Krieger war besser da, als wie die sauberste Zeichnung ihn hätte geben können. Einen köstlichen Genuß vollends bereitet es, zu sehen, wie geistvoll sich Delacroix des alten akademischen Kompositionsschemas zu bedienen wußte; oder ist es nicht verblüffend, wie Delacroix die Figuren zu einer Pyramide formt, ohne sich dabei der leisesten Bedanterie schuldig zu machen? In dem ungeheuren künstlerischen Ernst dieser pyramidenartigen Komposition liegt zugleich eine feine Satire auf die klassizistischen Akademiker.

Das Revolutionsbild brachte Delacroix die Aufnahme in die Ehrenlegion; der Bürgerkönig Louis Philippe erwarb das Gemälde um der eigenen Popularität willen aus seiner Ziviliste. Delacroix erhielt auch königliche Aufträge, zum Beispiel den, das Königszimmer in der Deputiertenkammer auszumalen. Von der größten Bedeutung war es für Delacroix und die Kunstentwicklung des Jahrhunderts, daß man es ihm ermöglichte, an einer Expedition nach Marokko teilzunehmen. Delacroix reiste ohne bestimmten Auftrag, doch kostenlos mit. Im März 1832 wurde die kolonialpolitische Gesandtschaft von dem marokkanischen Kaiser Abderrahman feierlich zu Mekinez empfangen. Delacroix benützte die Zeit des afrikanischen Aufenthaltes eifrig, um zu skizzieren. Ihm ging eine ganz neue Welt auf. Dreimal

so hell wie in der Heimat leuchtete in Afrika die Sonne, und die Frauen mit der dunkelgebräunten Haut und dem bläulichschwarzen Haar gingen so bunt wie keine Pariserin in den Gärten der Hauptstadt. Es fiel ihm da wie Schuppen von den Augen; in dieser hellen und farbigen Welt erst erwachte er ganz zum Licht und zur Farbe. Das Resultat der Reise waren für Delacroix Bilder, wie das algerische Haremszimmer, die jüdische Hochzeit in Marokko und zahlreiche herrliche Löwen; für seine glänzenden Raubtierbilder war er nun nicht mehr rein auf den Pariser Zoologischen Garten angewiesen. In einem gewissen Sinn kann man auch das große Kreuzfahrerbild des Louvre-Museums zu den Resultaten der afrikanischen Reise zählen — weniger wegen des orientalischen Stoffes als wegen des Sonnigen, das diesem Bild seinen tiefen Glanz gibt.

Die Revolution von 1848 fand den Meister nicht unter den Jhrigen. Delacroix war nicht Politiker, sonst hätte er unmöglich behaupten können, was die reaktionären Teufelchen zu behaupten pflegen: soziale Verbesserungen seien nur möglich, wenn die Menschen zu Engeln geworden sein würden. Delacroix war übrigens auch 1848 keineswegs positiver Reaktionsär; dafür waren seine menschlichen Instinkte zu gescheit. Die Revolution von 1848 brachte ihm trotz seiner Zurückhaltung Vorteile. Charles Blanc, der Bruder des Sozialisten Blanc — derselben, der in der provisorischen Regierung saß und die Nationalwerkstätten ins Leben rief —, verschaffte ihm durch seinen Einfluß den beneidenswerten Auftrag, die Apollogalerie des Louvre mit einem Plafondgemälde zu schmücken. Delacroix schuf das berühmte Bild, das darstellt, wie Apollo, der Lichtgott, den Genius der Finsternis, den Drachen Python, tötet.

Erst mit diesem Bild, das 1851 vollendet war, galt Delacroix den Zeitgenossen als vollwertiger Künstler. Noch wenige Jahre vorher hatte man das kindische Witzwort kolportiert, Delacroix sei „aus Charenton“, das sollte heißen aus der großen Irrenanstalt entsprungen, die Louis Philippe im Geburtsort des Künstlers hatte bauen lassen. Noch 1844 hatte Delacroix wegen eines Kirchenbildes von der Seite neidischer oder bornierter Maler die widerwärtigsten Angriffe erdulden müssen. Die Weltausstellung von 1855, auf der Delacroix die Hauptwerke seines Lebens in einem großen Saal vereinigte, besiegelte seinen Ruhm. Nun konnte auch jene Organisation der Unsterblichen

Frankreichs, die Académie française, in der zu meist Neid und Beschränktheit auf den Brüdern saßen, dem Künstler nicht länger Widerstand leisten. 1857 wurde der ehrgeizige Mann, der als echter Romane ein Bedürfnis nach äußerer Geltung hatte, als Mitglied aufgenommen; den Ausschlag gab aber das Votum der Musiksektion, die es erfreulich fand, daß Delacroix, der Freund Chopins, in seiner Jugend geigelt hatte. Delacroix lebte nicht mehr lange; am 13. August 1863 erlag sein schwacher Leib einer Krankheit. Zu früh hat er die Erde verlassen, denn er trug in seiner Phantasie noch Pläne zu deren Ausführung er vierhundert Jahre forderte.

Als Delacroix starb, war er trotz seines Ruhmes von den wenigsten künstlerisch verstanden; auch menschlich war er von den wenigsten begriffen. Gegen seine Jugendfreunde zwar bewährte er zeit lebens eine reizende, nie durch Herablassung entstellte Herzlichkeit. Gegen die Freunde seines reiferen Alters aber zeigte er eine vornehme Reserve — selbst wenn diese Freunde so feine Menschen waren wie die Dichter Baudelaire, Stendhal, Mérimée, Balzac. Delacroix haßte alle unnohle Intimität. Seine moralische Feinernbigkeit trieb ihn auch gegenüber den Frauen zu einer ablehnenden Herbitheit. Sein glühendes Temperament konnte die Frauen zwar unmöglich ignorieren; er hat sich aber nie vermählt. Er lebte in sich hinein — und lebte in seinen Bildern. Auch da freilich bewahrte er immer eine gewisse Scham. Er hat nie sein äußerstes Wort gesagt; Delacroix liebte es bei allem Feuer, sich in der Gewalt zu behalten, die Ueberlegenheit seines Bewußtseins nicht einzubüßen. So gehörte seine musikalische Neigung fast nur Mozart; Beethoven lag ihm weniger und den romantischen Zeitgenossen Berlioz bezognete er einmal als einen Künstler, der „Geroischen Dred“ produziert habe.

Gleichwohl war Delacroix nie äußerlich. Er hat einmal in sein Tagebuch geschrieben: „Es ist die erste Pflicht eines Bildes, ein Fest für die Augen zu sein.“ Aber niemand soll diese Worte so deuten, als ob sie der Muralmalerei, dem bloßen Augenmenschen das Wort reden wollten. „Ich habe mir hundertmal gesagt, daß die Malerei nur die Brücke zwischen dem Geist des Malers und dem des Beschauers ist; die Kunst besteht nicht in der fühlen Wichtigkeit; die Hauptsache ist, daß man etwas zum Ausdruck bringt.“

Frau Annchen.

Aus dem Leben einer Kinderfrau. Erzählt von H. Wysocki.

Der Flickschuster Kowalski war gestorben. Nach der Beerdigung beriet man im Trauerhause, was die Witwe nun beginnen sollte, um sich durchs Leben zu schlagen. Fabriken gab es in Pöplin — ihrem Heimatorte — nicht. Ueberdies war die Frau auch viel zu schwächlich, um schwere, ungewohnte Fabrikarbeit zu verrichten. Erwachsene Kinder, die zu ihrem Unterhalte hätten beitragen können, waren in die weite Welt hinausgewandert. Nur hin und wieder kam von denen ein Lebenszeichen, einmal von da, einmal von dort. Der älteste Sohn hatte zuletzt aus Berlin von sich hören lassen. Er arbeitete dort als Schlossergehelle.

Die Witwe Kowalski wollte also nach Berlin und dort ihr Brot als Kinderfrau verdienen.

Nun stand sie mit ihrem Bündel auf dem Bahnsteig in der Friedrichstraße und blickte ängstlich und verlegen um sich. Unheimlich kam ihr das großstädtische Leben und Treiben vor.

Sie zählte schon über fünfzig Jahre und war aus ihrem Dorfe niemals weit herausgekommen. In der Hand hielt sie krampfhaft einen Zettel mit der letzten Adresse ihres Sohnes. Als sich der Weltstadtverkehr nach der Weiterfahrt des Fernzuges etwas gelegt hatte, stand die Frau immer noch auf derselben Stelle. Ein Bahnbeamter, an den sie eine Frage richtete, lief eiligst kopfschüttelnd weiter. Darauf lud Frau Kowalski ihr Bündel auf den Nacken und ging dem Ausgange zu. Alle Leute strömten ja nach der Richtung, und deshalb folgte auch sie. Unten auf der Straße riß die Alte die Augen noch größer auf. Wieder nahm sie ihre Sabeligkeiten vom Nacken und stellte sich in der Mitte des Trottoirs auf. Jetzt bekam sie Puffe und Stöße von allen Seiten. Ein Herr schrie sogar nach einem Schutzmännchen. Zwei halbwichsige Jungen gaben dem Bündel einen Stoß, daß es auf den Fahrdamm kollerte. Schnell griff die Kowalski danach und wäre um ein Haar unter die Räder einer Dröschke gekommen. Der Kutscher stieß einen derben Fluch aus und schlug

mit der Peitsche nach ihr. Da nahte sich ein Dienstmann:

„Guten Dag, Mutterken. Det werd'n wir gleich haben, jeben Se man den Zettel her!“

Damit hatte der Mann das Bündel unter den Arm gezwängt und den Zettel aus der Hand der Alten genommen; dann schrie er ihr ins Ohr: „Meygerstraße 11, det is im Norden beim Wasserturm. Is woll Ihr Sohn, watt? Na, denn loosen Se man 'n bisken dall!“

Frau Kowalski verstand von des Mannes Rede nicht viel. Nur das eine Wort „Sohn“ hatte sie gehört und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Nun ging's durch lange und kurze Straßen und um hundert Ecken. Die Frau war am Ende ihrer Kräfte angelangt, als der dienstbeflissene Mann endlich sagte: „Noch een paar Minuten, Alte, wir sind gleich ans Ziel.“

Vor dem betreffenden Hause angekommen, übergab der Mann mit der roten Mütze der Frau Kowalski ihren Zettel mit der Adresse und das Bündel.

„So, det is det Haus, jute Frau.“

„Trautstes Mäunchen, ich dank auch viele Mal.“ sagte die Alte.

„Dafür kann ich mir nicht nich loosen.“ erwiderte aber der Mann, „det kost' eene Mark und zwanzig.“

„Ei der Dausend, bezahlen soll ich auch?“

„Na, det is 'ne Sache. Flooben Se denn, det wir Berliner vor nisch arbeiten? Zwölf Groschen is meine Taxel!“

Darauf streckte er die Hand als Zahlbrett vor.

„Ach du mein liebes Gottchen, zwölf Pittchen!“ jammerte die Frau und bezahlte recht umständlich.

Der Dienstmann verschwand. „Hinterhaus drei Treppen.“ schrie er noch beim Fortgehen.

Frau Kowalski begann das Haus zu durchsuchen. Die vielen kurzen Treppen machten ihr den Kopf ganz wirr. Jedesmal, wenn sie eine Treppe erklimmen, klopfte sie an alle Türen. Die meisten blieben jedoch verschlossen. Würde mal geöffnet, so hieß es: „Det is hier nicht.“ Nachdem die Frau mit ihrer Last schon drei Hinterhäuser durchsucht und in jedem derselben wohl an fünf Treppen erklimmen hatte, setzte sie sich völlig erschöpft auf eine der Treppenstufen hin und ruhte ihren müden Körper aus. So wurde es mittlerweile Abend. Hausbewohner, die ab und zu an ihr vorüberhüschten, sahen sie groß an und hasteten weiter. Endlich kam ein alter Mann daher. Er übersah sofort die Situation, nahm der Frau den Bettel aus der Hand und meinte: „Gute Frau, da müssen Se schon zum Bize. Kommen Se man mit.“

„Ach, mein gutes Herrchen, kennen Sie wohl mein' Sohn, den Albert?“ rief die Alte voller Freude.

„Leider nicht.“ sagte der Mann, „aber beim Hausverwalter können Sie ersehen, ob Ihr Sohn überhaupt noch hier im Hause wohnt.“

Beim Hausverwalter wurde Frau Kowalski die niederschmetternde Mitteilung, daß der von ihr gesuchte Sohn schon seit einigen Wochen nicht mehr in dem Hause wohne.

„Aber liebes Herrchen, ich muß den Albert doch finden.“

„Gute Frau, det is Ihre Sache.“ Damit schob er die Alte zur Tür hinaus. — — —

Frau Kowalski schleppte sich mit ihrem Bündel weiter. Wohin mußte sie selbst nicht. Ihre ganze Barschaft bestand nur noch aus einigen Nickelmünzen. Als der Hunger sich bei ihr einstellte, setzte sie sich auf eine Bank in den Anlagen. Im Bündel hatte sie ja noch etwas Eßbares von der langen Reise. Draußen war der Sommertag zu Ende. Es war die Zeit der Lindenblüte. Nachdem die Frau ihren Hunger gestillt, schloß sie vor Uebermüdung und betäubt von dem süßen Duft der Linden die Augen und schlummerte langsam ein. Da wurde sie recht ungsant aus dem Schlafe gerüttelt. Ein Schutzmann fuhr sie barsch an:

„Se, Alte, sowat jibt's hier nich. Hier is nich det Mhl für Obdachlose!“

„Herrgottchen, ich kann meinen Sohn nicht finden.“

„Haben Se denn keene Wohnung hier?“

„Ich bin schon seit gestern unterwegs und komm aus Westpreußen. Meine Menschenseele hab ich weiter in Berlin als den Albert.“

„Na, denn kommen Se man mit zur Nebierwache. Hier uff der Bank können Se nich bleiben.“ — — —

„Ja, wat soll ich denn mit der ollen Schachtel anfangen?“ fuhr der Wachtmeister den Schutzmann an. „Soll ich se villsicht in mein Bette packen? Bringen Se die Frau ins Mädchenheim am Bahnhof Börse.“

So endete der erste Tag der Frau Kowalski in Berlin.

Sogenannte „Herrschasten“, die nirgends mehr Diensthöten finden können, suchen in Großstädten mit Vorliebe die Mädchenheime auf. Hier finden sie für gewöhnlich immer Mädchen oder Witwen in großer Auswahl, die durch die bittere Not gezwungen sind, jede Stelle, die sich ihnen bietet, anzunehmen. Es traf sich auch, daß zwei Tage später, nachdem Frau Kowalski das Mädchenheim bezogen hatte, eine Kinderfrau verlangt wurde. Die über-elegant gekleidete Dame stellte ein Duzend Fragen und war entzückt, als nur der lächerlich niedrige Lohn von monatlich fünf Mark verlangt wurde. Der Dienstvertrag wurde sofort abgeschlossen. Eine Droschke brachte die „Gnädige“ nebst Kinderfrau und Gepäck nach der „herrschastlichen“ Wohnung — ein großes Zimmer und eine kleine Küche in der vierten Etage einer Mietskajerne im Norden Berlins. Das Zimmer war durch eine sogenannte spanische Wand abgeteilt. Die eine Hälfte bewohnten die Eheleute — ein Künstlerpaar — und in der anderen Hälfte hauste die Kinderfrau — jetzt Frau Annchen genannt — mit drei kleinen Mädchen, das jüngste davon ein Vierteljahr alt. In beiden Zimmerabteilungen lag und stand alles lunterbunt durcheinander. Das Ehepaar schloß die größte Zeit des Tages und trat abends in irgendeinem Tingeltangel auf. Hier in dieser Zigeunerwirtschaft sollte nun Frau Kowalski nach dem rechten sehen. Sie sollte nicht allein die Kinder waschen, anziehen, beaufsichtigen, sondern auch für die ganze Familie das Essen kochen und Einholegänge machen. Die größte Arbeit machte ihr das Baby. Es schlief — wie die Eltern — am Tage und heulte die Nächte durch. Man dann das Ehepaar müde und oft recht animiert nach Hause und wollte schlafen, gab es regelmäßig strach: „Frau Annchen, nehmen Sie sofort das Kleine auf!“

„Ich hab das Kindchen schon die ganze Nacht rumgeschleppt.“

„Dann geben Sie dem armen Wurm doch etwas zu trinken. Es hat Hunger.“

„Es ist ja nichts mehr da.“

„Was? Nichts mehr da? Sie alter Drachen haben's wohl selber ausgehoffen. Heute abend war doch noch ein ganzer Liter Milch da.“

„Ei der Dausend. Einen Liter Milch haben wir die ganze Woche noch nicht gehabt. Für'n Groschen hab ich heute mittag gekauft.“

„Kreuzmillionendonnerwetter! Ich will meine Ruh' haben!“ schrie der Mann dazwischen.

Frau Kowalski stand auf, kleidete sich an und suchte den Schreihals zu beruhigen, was ihr aber nicht gelang.

„Wenn das Kind nicht augenblicklich still ist, werden Sie morgen rausgeworfen, merken Sie sich das.“

„Ich kann aber mit dem kretschchen Balg nichts anfangen.“

„Was sagen Sie da, Balg? Wir sind hier nicht in der Polackei, Sie altes Polackenweib.“ schrie wütend die Artistin.

„Das halt ich nicht mehr aus. Morgen am Tage geh ich.“ antwortete nun gereizt Frau Annchen.

„Geh'n Sie meinetwegen gleich, alter Zatau.“ kam es aus dem Verschlage. — — —

Das war der geplagten Alten doch zu stark. Noch in derselben Nacht packte sie ihr Bündel und ging trotz der Drohung mit der Polizei davon. Ganze zehn Tage hatte sie ausgehalten als Kinderfrau auf dieser ersten Stelle.

Bei der Nacht irrte nun Frau Kowalski mit ihrem Bündel und ohne einen Pfennig Geld durch die Straßen der Miesenstadt. Wieder brachte ein Schutzmann sie ins Mädchenheim. Neue Reflektantinnen auf Kinderfrauen stellten sich ein. Der einen war sie zu alt, der anderen

zu schwach. Schließlich nahm eine behäbige Gastwirtsfrau die Kowalski mit. Hier auf der neuen Stelle war eine ganze Menge recht unerzogener Kinder. Doch wäherlich konnte die heimatlose Frau nicht mehr sein. War es das kleine Kind, das ihr bei dem Artistenpaar die Nachtruhe geraubt, so waren es hier die verfluchten Wanzen. Hatte Frau Annchen diesen Namen behielt sie bei — die Kinderjagar zu Bett gebracht, war es schon sehr spät. Müde und zerschlagen suchte sie ihre Kammer auf. Doch kaum lag sie im Bett, da kamen auch schon aus allen Jugen und Ritzen und aus dem Strohsack die rotbraunen Quälgeister — die Wanzen — anmarschiert und bissen und zwackten sie, daß es so eine Art hatte. Als Frau Annchen den nächtlichen Besuch nicht mehr ertragen konnte, bat sie die Frau um Abhilfe.

„Wat sagen Se, so vills Wanzen sollen hier sind, machen Se't man halbwege. Bei uns drüben is ooch nich eene einzige. Sowat jibt's hier nich.“

Und raus war die Frau.

„Warte, Dir werd' ich's schon austreichen.“ jagte Frau Annchen zu sich selbst.

Sie nahm eine leere Streichholzschachtel und ging jetzt regelmäßig auf die Wanzenjagd. War eine anständige Portion dieser „wohlriechenden“ Viecher in der Schachtel, so suchte die Kinderfrau heimlich das Schlafkabinett der Gastwirtsheleute auf und schraub, war der Inhalt der Streichholzschachtel ins Bett der Frau entleert.

„Det is reene nich mehr zum Aushalten.“ jagte eines Tages die Gastwirtsfrau zu Frau Annchen, „ich floobe gar, dat Se uns die villsen Wanzen mitgebracht haben. Ach hab jetzt ooch weiche, um nich zu wenig.“

„Ein der Dausend, am End' hab ich gar die Schuld.“ schrie Frau Annchen. „Das laß ich mir nich sagen!“

„Herrjemineh, rejen Se sich man nich gleich so uff um so'n Quark. Gener muß't doch gewesen sind. Nu in der Polackei sind diese kleinen Viecher doch zu Hause.“

„Am ersten geh ich.“ sagte Frau Annchen energisch.

Und Frau Annchen ging wirklich am ersten des kommenden Monats. Einige Mark Geld hatte sie ja dieses Mal bekommen. Sie kam also nicht mit leeren Händen ins Mädchenheim.

Nun ging's in die dritte Stelle, und zwar zu einem Gutsbesitzer in der Nähe von Berlin. Dieses Gut war in Wirklichkeit ein größerer Bauernhof und lag in einer sandigen, tristen Gegend. Doch Frau Annchen war das alles Nebensache, die Hauptsache bei ihr war, Unterkunft zu haben. Sie war jetzt froh, dem Häusermeer der Großstadt entronnen zu sein. Ohne ihren Sohn war ihr Berlin überhaupt nichts. Bei den Gutsbesitzersleuten herrschte aber eine große Geldnot. Der Herr und auch die Gnädige lebten zwar in Sauss und Braus, tranken den Tag über echtes Bier und fuhren abends nach Berlin, um das Leben zu genießen. Die Diensthöten und Tagelöhner aber mußten groschenweise der Herrschaft ihren sauer verdienten Lohn abbeteln. Das ging wider Frau Annchens Natur. Sie mußte auf; aber sie zog den kürzeren und hatte nach Verkauf eines halben Jahres noch keinen Pfennig Lohn erhalten.

Hier auf diesem Gut traf die Kowalski schließlich auch einen engeren Landsmann, den Vorarbeiter. Dieser nahm sich der vom Unge-mach verfolgten Frau liebevoll an. Durch seine Bemühungen gelang es ihr, die Adresse ihres Sohnes in Berlin wieder ausfindig zu machen. Wenn nun dieser auch seine alte Mutter nicht zu sich nehmen konnte, so sorgte er doch dafür, daß sie in Berlin das fand, wonach sie sich lange gesehnt hatte: einen bescheidenen Wirkungskreis in ihrem Sinne.

* Altpreussischer Ausdruck für ein Behupfennigstück.

Macaulay und die Fabrikgesetzgebung. Die Manufakturleute mit ihrem Grundlag völlig freien Spiels der Kräfte sind jetzt ausgestorben oder wagen sich wenigstens nicht mehr recht heraus. Die Fabrikgesetzgebung grundsätzlich zu verwerfen, traut sich jetzt wohl niemand mehr. Es ist aber noch nicht so gar lange her, daß den bürgerlichen Ideologen das Prinzip der Mischmischung des Staates in die Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter als unantastbarer Glaubensartikel erschien. Ein merkwürdiges Beispiel völligen Eingeschworenen auf St. Manchester findet sich ganz beiläufig in einem 1841 geschriebenen Essay des berühmten englischen Geschichtsschreibers Macaulay. Da wendet er sich erst gegen die puritanische Sittengesetzgebung der englischen Revolutionszeit und knüpft hieran Betrachtungen über die Schranken der staatlichen Einmischung, wobei er u. a. sagt: „Ein Gesetzgeber, der aus Pöhllichkeit für Arbeiter ihre Arbeitszeit und den Betrag ihrer Löhne festsetzt, ist sicher, sie weit elender zu machen, als er sie fand.“ Den Satz, der hier mit der Miene der Unfehlbarkeit ausgesprochen ist, wird heute auch kein Liberaler ganz unterschreiben wollen. Der Fortschritt der Zeiten in den dazwischenliegenden zwei Menschengenerationen ist der Arbeiterbewegung zu verdanken, nicht zum wenigsten der englischen, die zuerst den gesetzlichen Normalarbeitstag zur Lösung machte und bereits 1847 die Zehnstundenakte erreichte; daraus ergaben sich praktische Erfahrungen, wonach heute jedem der Macaulaysche Glaubensartikel als gewiß nicht wahr erscheint. **On. Reiche Lager von Harzschiefer** mit sehr großem Gehalt an Brennstoff von Schwefel und Phosphoriten sind im Gouvernement Sibirsk entdeckt worden. Die Untersuchungen wurden

gefunden worden. Hier befindet sich der Schwefel in Nestern in den harten Gipsklumpen, die in den Malssteinen, aus denen der Weg besteht, eingeschlossen sind. Der Schwefel kommt in seiner Gestalt (Brenn- schwefel) aber auch als hellgrauer und gelblicher Schwefel vor. Die Zahl der Schwefeladern ist bedeutend. Vor fast 200 Jahren stand am östlichen Abhang des Berges

anormalen Arbeit und schlechten Einrichtung der Fabrik 180 Arbeiter nötig waren. Gerüchten zufolge haben schon einige Unternehmer den Wunsch geäußert, den Schwefelberg zur Ausarbeitung von Schwefel zu pachten. Die Untersuchung des Berges hat gezeigt, daß man einen bequemeren Weg auf den Berg anlegen kann, wenn die Fabrik auf einer anderen Stelle erbaut wird.

Phosphoriten wurden in großer Menge im Sibirischen Kreise gefunden, von wo sie sich, soviel festgestellt werden konnte, auf eine weite Strecke hinziehen bis in den Kreis Tschucht (Gouvernement Kasan) Die vorgefundenen Phosphorite haben die Form von Kugeln und sind größtenteils mit Steinfelsen vermischt. Die Phosphoritflöze erreichen an einigen Stellen die Dicke einer halben Arschin und mehr und enthalten einen bedeutenden Prozentgehalt von Phosphorsäure. Die von Professor Pawlow ausgeführte chemische Analyse ergab in den Phosphoriten einen Phosphorsäuregehalt von 25 bis 35 Proz. Diese Phosphorite muß man als eine sehr erfreuliche Bodenverbesserung ansehen, die besonders am Platze ist bei den immer häufiger werdenden Getreidemisernten im Gouvernement Sibirsk. Im Sibirischen Kreise ist man in ziemlich umfangreichem Maße an die Ausarbeitung der Phosphoritlager gegangen. Einige hundert Pud sind zu Versuchen für eine Melioration der Felder vorbereitet worden. Es wäre sehr schade, wenn die entdeckten Lager von Erdschätzen nicht bearbeitet werden sollten. Die Kasanische Landschaft hat für die Ausarbeitung der Phosphorite, die der Professor der Moskauer Universität Krotow entdeckt hatte, über 1500 Rubel gezahlt. Vielleicht wird die Sibirische Landschaft bei der Ausarbeitung der örtlichen Lager nicht sparsamer sein. kl.



Streitende Mäntelmacherinnen in New-York.
Kürzlich wurde aus der Hauptstadt der Vereinigten Staaten gemeldet, daß daselbst 70000 Mäntelmacherinnen in den Ausstand getreten seien. Die Streikenden, deren Zahl ständig zunahm und auch auf andere verwandte Berufe übergriff, unternahmen Umzüge durch die Straßen der Stadt; ein solcher Umzug ist auch in unserem Bilde festgehalten.



Die Trümmerstätte nach dem Brande auf der Brüsseler Weltausstellung.



Ein öffentlicher Beleuchtungsautomat

einseitigen im Sibirischen Kreise ausgeführt. Die schwierigen Arbeiten hat Professor Pawlow geleitet, der in Kürze sein Werk, das den geologischen Untersuchungen im Gouvernement Sibirsk gewidmet ist, herauszugeben beabsichtigt. Lager von Harzschiefer sind in bedeutender Größe beim Orte Kaschpjer des Sibirischen Kreises entdeckt worden, sie fangen fast beim Dorfe selbst an und ziehen sich am rechten Ufer der Wolga eine große Strecke hin. Die mit dem Schiefer vorgenommenen Versuche haben gezeigt, daß er nicht nur zum Brennen von Ziegeln verwandt werden kann, sondern auch zum Beheizen von Wohnungen durchaus geeignet ist. Besonders wichtig aber ist, daß seine Gewinnung keinerlei Schwierigkeiten bereitet, da sich der Schiefer in großer Menge an der Erdoberfläche oder in sehr geringer Tiefe befindet. Schwefel ist an dem Ausläufer des von der Wolgatrümmerung bei Samara eingeschlossenen Landstreifens, wo ein Berg auch den Namen Schwefelberg trägt,

eine Schwefelfabrik, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus der Stadt Siergijewsk übergeführt worden war und bis zum Jahre 1720 von der Samarischen Militärkanzlei für Artillerie und Fortifikation verwaltet wurde. In diesem Jahre wurde die Fabrik Privatleuten übergeben, die Arbeiten wurden immer geringer und hörten schließlich ganz auf. Das kam weniger daher, weil nur wenig Schwefel gewonnen wurde, sondern vielmehr durch die schlechte Einrichtung der Fabrik. Der Schwefel wurde auch am Schwefelberg gewonnen, von wo kein guter Weg nach der Fabrik angelegt war, so daß die Arbeiter den Schwefel auf den Schultern tragen mußten auf einem Wege, auf dem es kaum möglich war, ohne Last zu gehen. Dadurch wurden die Arbeiten verzögert; für eine geringe Bezahlung aber Arbeiter anzunehmen, war nicht nur schwer, sondern unmöglich. Es war nicht wunderbar, daß unter solchen Umständen auf der Platte nur 1500 Pud Schwefel erarbeitet wurden und daß bei der

ist in dem Dorfe Zarkau bei Glogau (Schlesien) eingerichtet. Für zehn Pfennige gibt es dort, wie auch schon in der Tagespresse berichtet wurde, zwölf Minuten Licht. Auf der kurzen, etwa einen Kilometer betragenden Wegstrecke von der Grenze der Stadt Glogau bis in die Gemeinde Zarkau sind 9 Glühlampen aufgestellt, die die ganze Wegstrecke ausreichend beleuchten. Diese Lampen brennen auf Kosten der Gemeinde bis 10 Uhr abends. Nach dieser Zeit ist aber jedermann in der Lage, nach Einwurf eines Zehnpfennigstückes in einen der beiden Automaten, die an den Endmasten angebracht sind, die Lampen auf zwölf Minuten wieder einzuschalten. Diese Zeit genügt nämlich, um bequem die erwähnte Strecke zurückzulegen. Der Automat ist in einem kleinen Eisenkasten untergebracht, über dessen Zweck ein weithin sichtbares Schild belehrt. Die Brenndauer wird durch ein Uhrwerk geregelt, welches auf elektrischem Wege dauernd gebrauchsfähig bleibt.